



Separatum aus:

---

## THEMENHEFT 9

*Amelie Bendheim / Martin Sebastian Hammer (Hrsg.)*

# ZeitRahmenÜberschreitungen im vormodernen Erzählen

Publiziert im März 2021.

Die BmE Themenhefte erscheinen online im BIS-Verlag der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg unter der Creative Commons Lizenz [CC BY-NC-ND 4.0](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/). Die ›Beiträge zur mediävistischen Erzählforschung‹ (BmE) werden herausgegeben von PD Dr. Anja Becker (München) und Prof. Dr. Albrecht Hausmann (Oldenburg). Die inhaltliche und editorische Verantwortung für das einzelne Themenheft liegt bei den jeweiligen Heftherausgebern.

<http://www.erzaehlforschung.de> – Kontakt: [herausgeber@erzaehlforschung.de](mailto:herausgeber@erzaehlforschung.de)  
ISSN 2568-9967

*Zitiervorschlag für diesen Beitrag:*

Jäger, Nadine: *man wolle dan dem leser eins drincken geben*. Zu Trink- und Ratsheischen als narrativen Kontakträumen und ihrem Überlieferungsstatus in der Spielmannsepik, in: Bendheim, Amelie/Hammer, Martin Sebastian (Hrsg.): *ZeitRahmenÜberschreitungen im vormodernen Erzählen*, Oldenburg 2021 (BmE Themenheft 9), S. 137–164 (online).

*Nadine Jäger*

## *man wolle dan dem leser eins drincken geben*

Zu Trink- und Ratsheischen als narrativen Kontaktträumen  
und ihrem Überlieferungsstatus in der Spielmannsepik

*Abstract.* In den Trinkheischen der Spielmannsepen ›Salman und Morolf‹, ›Münchner Oswald‹, ›Orendel‹ und ›Herzog Ernst‹ G wurde bisher entweder die Manifestation der historischen oralen Vortragssituation oder deren stilistisch wirksame Nachbildung gesehen. Das vorliegende Experiment setzt dem eine alternative Lesart entgegen, indem es, ausgehend vom Überlieferungsbefund, nach der textinternen Funktionalisierung verschiedener Heischetypen fragt. Erst auf diesem Weg zeigt sich, dass Trink- und Ratsheischen den Rahmen für die konzentrierte Inszenierung verschiedener Kontaktphänomene darstellen: Sie eröffnen Räume, in denen differente zeitliche Ebenen in Berührung kommen und narrative Instanzen ihre Autoritätsansprüche aushandeln.

»Who am I? Why am I here?  
Forget the questions, someone gimme another beer«  
Meat Loaf

### 1. Im Rahmen des Textes

Nu will man den kunig Salmon  
slissen in czwo fessern freisam.  
da inne muß er verliesen  
sin werdes leben,  
man wolde dan dem leser drincken geben.  
(›Salman und Morolf‹ E 451a, 1–5)<sup>1</sup>

Salman soll als Gefangener des feindlichen Königs Fore sterben – es sei denn, der *leser* erhält ein Getränk. Für Passagen wie diese aus dem ›Salman und Morolf‹ hat die Forschung die Bezeichnung ›Trunk-‹ oder ›Trinkheische‹ etabliert. Sie waren Gegenstand zahlreicher Spekulationen und sollten Licht in ein Dunkel bringen, das für die mediävistische Literaturwissenschaft nach wie vor undurchdringlich bleibt. Gerade ältere Ansätze erklärten die Trinkheischen zum Beweis dafür, wie sich die Vermittlung literarischer Texte abgespielt hat:

»Diese angelegentliche Aufforderung wird von dem Vortragenden [...] auf äusserst schlaue Weise der Erzählung eingeflochten. Gerade wo er an einen besonders spannenden Moment gekommen ist, hält er plötzlich inne und verheisst seinen Zuhörern die glückliche Lösung nur, wenn sie ihm zuvor einen Trunk reichen wollen.« (Vogt 1977 [1875], S. 39f.)

Gut 150 Jahre später werden Trinkheischen noch immer fast ausschließlich als Relikte der historischen Rezeptionssituation gesehen: Sie hätten »Eingang in die Texte selbst gefunden« (Heinzle 1978, S. 85), seien »stehengeblieben« und mitverschriftlicht worden« (Griese 1999, S. 103). Vor allem in der älteren Forschung geht damit auch die Idee einher, die anonym überlieferte Textgruppe der Spielmannsepik einer Schicht vermeintlicher Urheber zuweisen zu können, die sich und ihren Berufsstand in die entsprechenden Stellen gleichsam in Form »textuelle[r] Petrefakte« (Haferland 2004, S. 397) eingeschrieben hätten.<sup>2</sup> Verdächtige gibt es zuhauf; man sah in den Trinkheischen das Werk des »ursprünglichen Dichter[s]« (Herchenbach 1911, S. 61), des »Bearbeiters« (Bräuer 1969, S. 40), des »Vortragenden« (Vogt 1977 [1875], S. 39), des »reproducierenden Spielmanne[s]« (Vogt 1880, S. 187, ähnlich Piper 1977 [1887], S. 57). Als wäre das Kartenhaus der Argumentation hier noch nicht genug belastet, wurde den Trinkheischen obendrein noch eine gattungskonstituierende Qualität eingeräumt. Weil »jene ächt spielmännischen Aufforderungen« (Ehrismann 1902, S. 155) angeblich eine »für den Spielmann sehr charakteristische Formel« (Vogt

1977 [1875], S. 39) darstellen, werden sie – neben anderen, zumeist pejorativ formulierten ästhetischen Merkmalen – zum namensgebenden Element der Gattung: »Als gattungsbestimmendes Kriterium gilt meist der Stil der Werke (im weitesten Sinne) [...], alles in allem eine gewisse Unbekümmertheit der Erzählweise, die mehr auf Unterhaltung und Belustigung des Publikums aus ist als auf künstlerische Form.« (Schröder 1962, S. 1)

Dass diese literarischen Äußerungen zu Informationsquellen für den biografischen Kontext der Autoren und darüber hinaus noch für deren lukullische Präferenzen stilisiert werden, ist vom heutigen Standpunkt in seiner Unreflektiertheit abzulehnen. Die Forschung hat das freilich längst erkannt und in Übereinstimmung damit sprechen wir heute von der sogenannten Spielmannsepik oder setzen den Begriff in verschämte, »salvatorisch[] problematisierende[]« Anführungszeichen (Brandt 2005, S. 13).

Eine Relativierung ist insofern auch für die Trinkheischen vonnöten: Einen Rückgriff auf Gewesenes erlauben sie, auch wenn sie noch so verlockend einen Vortrag in geselliger Runde nahelegen scheinen, nicht. Zu unsicher und spekulativ ist der Versuch, alles »für bare [...] Münze [zu] nehmen.« (Grubmüller 2003, S. 475) Damit will ich keineswegs ausschließen, dass realhistorische Literaturvermittlung möglicherweise genau so stattgefunden haben könnte, wie die Trinkheischen sie entwerfen – zwingend ist dies aber nicht: »Zwar mag [...] zwischen angeredetem und realem Publikum von Fall zu Fall eine teilweise Deckungsgleichheit bestehen, eine konkrete Vortragssituation widergespiegelt oder antizipiert sein« (Scholz 1980, S. 10), verlassen kann und sollte man sich in diesem Fall dennoch auf nichts, was jenseits des Textes liegt. Die Frage, ob es sich bei den betreffenden Textpassagen um originäre Zeugnisse der konkreten Aufführungssituation oder um die »stilistische Haltung unmittelbaren mündlichen Vortrags« (Curschmann 1964, S. 146), die »Nachbildung einer Spielmannsattitüde« (Grubmüller 2003, S. 475), handelt,<sup>3</sup> muss aufgrund der beschränkten Mittel, historisch Verbürgtes dingfest zu machen, offenbleiben (vgl. ähnlich Däumer 2013, S. 52f.).<sup>4</sup>

Meines Erachtens kann ein interpretativer Zugang zu Phänomenen wie den Trinkheischen nur über das erfolgen, was greifbar ist. Aus dieser Überlegung heraus ist das Folgende als Experiment zu verstehen: Welche interpretatorischen Perspektiven ergeben sich, wenn man die Trinkheischen von ihrem vorschnell über den Text hinausweisenden ›Beweischarakter‹ befreit und die Heischepassagen stattdessen rein textfunktional interpretiert? Ausgehend von der Überlieferungssituation wollen die vorliegenden Beobachtungen veranschaulichen, welche Dimensionen des Zusammenspiels narrativer Instanzen die Trinkheischen erschließen und wie sie Konträräume eröffnen, in denen sowohl Textinstanzen verschiedener Ebenen miteinander interagieren als auch unterschiedliche Zeitebenen miteinander in Berührung kommen.

Doch vorab sollen einige Verse aus der Handschrift I des ›Münchener Oswald‹ auf einen zweiten, den Trinkheischen augenscheinlich ähnlichen Typus des Einschubs aufmerksam machen:

nu ratet alle an dem ringe  
wie ich den rabn̄ ab der zinnē pringn̄  
er mocht h'ab nicht chomen wol  
man pring den dem leser ein chopff weins vol  
(›Münchener Oswald‹ I, Anm. zu V. 680, S. 33)

Die Heische um Wein schließt sich direkt an eine Aufforderung zur Beratung an – ich möchte derartige Phänomene, in Analogie zu den von der Forschung benannten Trinkheischen, als ›Ratsheischen‹ bezeichnen. Zwar treten Trink- und Ratsheischen zumeist nicht in einem solch engen Verbund auf wie in dieser Passage, aber der Befund bildet mit der Engführung beider Textphänomene doch immerhin einen Anhaltspunkt dafür, dass eine gewisse Nähe zwischen beiden Heischetypen zu einem gewissen Zeitpunkt des Überlieferungsprozesses gesehen wurde. Beide Phänomene scheinen ähnlichen Gesetzmäßigkeiten zu folgen und auf ähnliche Weise in den Text eingebettet. Diese vorläufige Beobachtung erscheint mir aus-

reichend statthaft, um beide Arten von Heischen gleichermaßen in die Überlegungen einzubeziehen – inwiefern die postulierte Ähnlichkeit zutrifft, wird sich im Folgenden zeigen.

## 2. Überlieferung: Korpus *bibendi et consultandi*

Rats- und Trinkheischen finden sich zwar auch in anderen Texten bzw. Textgruppen (vgl. Heinzle 1978, S. 85f.; Bräuer 1969, S. 42f.; Herchenbach 1911, S. 62–64), doch in keiner sind sie derart ausgeprägt überliefert wie in der Spielmannsepik. Allein innerhalb dieser Gruppe sind mir acht Trink- (MO: 1, SM: 4, HE G: 3) und fünf Ratsheischen (MO: 1, Or: 4) bekannt. Greifbar sind sie in den folgenden Handschriften und Drucken: ›Münchner Oswald‹: M, W, S und I, ›Orendel‹: H und D, ›Salman und Morolf‹: E,<sup>5</sup> ›Herzog Ernst‹ G: A, a und b. Viele dieser Textzeugen können zeitlich nicht eindeutig eingeordnet werden, doch es zeichnet sich eine Tendenz ab: Der Großteil der Überlieferungszeugnisse ist dem 15. Jahrhundert zuzuordnen.<sup>6</sup>

Grundlagenarbeit leistet in diesen Belangen ein Beitrag von Elisabeth de Bruijn: Ihren Ausführungen zum mittelniederdeutschen ›Flos unde Blankeflos‹-Roman gibt sie eine Übersicht bei, die die bislang bekannten Trinkheischen am bisher umfassendsten versammelt (de Bruijn 2012, S. 98–100). Sie verzeichnet – im Gegensatz zur oben vorgeschlagenen Zählung – für die Spielmannsepen allerdings insgesamt neun Trinkheischen. Diese Diskrepanz ist wie folgt zu erklären: De Bruijn nimmt eine Trinkheische unbesehen in ihre Stellensammlung mit auf,<sup>7</sup> die auch in der übrigen Forschung immer wieder für den ›Orendel‹ aufgeführt wird. Ich rechne diesen Beleg in meine Bilanz nicht mit ein, da er lediglich auf eine Konjektur in Heinrich Harkensees Dissertationsschrift zurückgeführt werden kann. Dort wird rekonstruiert: *Und muoz verliesen sîn werdez leben /Man enwelle [dem leser] dan zuo trincken geben.* (Harkensee 1879, S. 19, mit Konjektur in Klammern)<sup>8</sup> Die Textzeugen D und H des ›Orendel‹ haben an dieser Stelle *man wölle im dann zu drinken geben* (Or D 2829) bzw. *man*

*welle jm dann helffe geben* (Or H 2829), wobei *im* sich in diesen Fällen auf den vier Verse zuvor erwähnten Protagonisten bezieht. Auch wenn die Konjektur mit Blick auf Parallelstellen naheliegen mag, bleibt sie doch eine Rekonstruktion. Sie hat in der konkreten Gestalt der überlieferten Textzeugen keinen Bestand und ist damit in meinen Augen nicht belastbar.

Eine Ratsheische, die hingegen, soweit ich sehe, noch nirgends Beachtung fand, zeigt die Handschrift H des ›Orendel‹. Warum nun gerade diese Heische bisher stets übersehen wurde, erklärt sich mir nicht, ist sie doch neben H auch noch in abgeschwächter Form in einem späteren Druck überliefert (vgl. Or D 1157f.):

nu mac die kunigin lobesam  
zu dem Grawen Rocke nit boden han.  
Darum so radent mit sinnen,  
Wie wier einen boden gewinnen!  
(›Orendel‹ H 1155–1158)

Auf der Grundlage des eben umrissenen Korpus sollen nun, entlang der Eigenheiten der verschiedenen Textzeugen, anfangs die kommunikativen Kontakträume erschlossen werden, die Trink- und Ratsheischen im Rahmen der Extradiegeese ausbilden.

### 3. Extradiegetische Kontakträume: Kollektivität und Autorität

#### 3.1 Kollektivität

Zunächst bemühe ich ein weiteres Mal Oswalds Rabenproblem: *nu rat all an dem ringe, / wie wir den raben ab dem turen pringe[n]!* (MO M 381f.) Der Erzähler fordert die Adressaten *an dem ringe* auf, einen Ratschlag vorzubringen, wie Oswald seines Raben habhaft werden kann. Ein ähnliches Beispiel findet sich in D, dem Druck der Versfassung des ›Orendel‹:

Orendel möchte nach Jerusalem fahren, ist aber auf dem Klebermeer gefangen.

der junge lac in grozer not,  
er forhte, er muste kommen in den tod.  
do was der junge kunic bestanden  
und kund auch nit kumen von dannen.  
nu radent alle in disem ringe,  
wie wir sie von dannen bringen.  
(Orendel· D 375–380)

Was hier im ›Orendel‹-Druck und auch in der Handschrift M des ›Münchener Oswald‹ geschieht, ist die sukzessive Etablierung einer Erzählgemeinschaft: Indem der Erzähler ein Adressatenkollektiv aufruft,<sup>9</sup> das er mit dem Pluralimperativ *rat* bzw. *radent* direkt anspricht, wird ein metanarrativ-kommunikativer Kontaktraum aufgespannt. Das Possessivpronomen *uwer* – wie etwa in Or H 2396: *nu radent mit allen uweren sinnen* – unterstreicht den Kollektivcharakter des Adressatenkreises zusätzlich. Zur Erzählgemeinschaft baut der Erzähler dieses Kollektiv aber erst aus, wenn er sich im folgenden Vers selbst in den Kreis der Angesprochenen einreicht: Den Raben vom Turm bzw. Orendel aus der Gefahr zu bringen, obliegt der Verantwortung einer *wir* benannten Gruppe. Die potenzielle Offenheit, die über die Wortwahl *alle* erzeugt wird, wird sogleich mithilfe eines selektierenden Kriteriums (*in disem ringe*) eingegrenzt und zurückgenommen (vgl. Schulz 2012, S. 372). Die Deiktika inszenieren eine konkrete Kommunikationssituation, deren Adressatengruppe über eine räumliche Abgrenzung spezifiziert, aber überdies auch zeitlich (*nû*) festgelegt wird. Temporale und lokale Selektionskriterien greifen ineinander und verengen den Kommunikationsrahmen: Jetzt und hier ist die Problemlösungskompetenz der Adressaten gefragt.

Anders als mit *tacite*- und *audite*-Formeln (exemplarisch MO M 1 und 1704; SM E 14,2, 47,2 *et passim*) wird damit der Aufruf zu einer wechselseitig-oralen Kommunikation inszeniert, die auf die Mitwirkung aller abzielt.



Mit dem inkludierenden *wir* bezieht der Erzähler die Adressaten in den laufenden Prozess der Narration ein und gibt damit vorübergehend einen Teil seiner Kompetenzen frei. Besonders stark ausgeprägt ist dieses Verfahren in Or D 2512, wo schon im ersten Vers der Ratsheische der auslagernde Imperativ auf engstem Raum mit einem hereinholenden kollektiven *uns* eingeführt wird: *nu rat uns an disem ringe*. Diese Verwendung gemeinschaftsstiftender Personalpronomina zielt darauf ab, die Teilhabe aller am Erzählvorgang zu illustrieren. Dem so akzentuierten Kollektiv wird – wenn auch nur stellenweise – Gewalt über diegetische Ereignisse zugeschrieben, es wird gleichsam eine *narratio communis* entworfen. Mit der Aufforderung zur responsiven Teilhabe ist darüber hinaus ein eigener ›Raum‹ der Erzähler-Adressaten-Kommunikation markiert.<sup>10</sup>

### 3.2 Autorität

Handschrift I des ›Münchener Oswald‹ schlägt in diesen Belangen eine andere Richtung ein:

nu was d' rabe v'messen  
auff einen hohen turen gesessen  
[...]  
nu ratet alle an dem ringe  
wie ich den rabn̄ ab der zinnē pringn̄  
(›Münchener Oswald‹ I, Anm. zu V. 680, S. 33)

Im Kontrast zu den zuvor zitierten Ratsheischen fällt auf, dass sich die Erzählinstanz als *ich* bezeichnet und der angedeuteten Formelhaftigkeit der Personalpronomina trotzt: Mit der Verwendung der 1. Person Singular profiliert sich der Erzähler innerhalb der Kommunikationsgemeinschaft als eigenmächtige Instanz. Dieses *ich* sieht allein sich dazu befähigt, den Rat der Adressaten umzusetzen und Oswalds Raben vom Turm zu bewegen (vgl. Däumer 2013, S. 460f.). Eben jene Grenze, die die beiden oben zitierten

Heischen verwischen, wird hier scharf gezogen: die Grenze zwischen dem ›Ich‹ und dem ›Ihr‹, dem Erzähler und seinem Gegenüber.

Dabei wird der Einbezug der Adressaten in den Narrationsprozess nicht gänzlich negiert, sondern bleibt durch die Beratungstätigkeit nach wie vor vorhanden, auch wenn diese von einer nurmehr limitierten Autorität zeugt: Erzähler und Adressaten bilden auch in diesem Fall eine interagierende Erzählgemeinschaft, die Kompetenzen sind aber distinkt auf zwei Entitäten verteilt. Beratschlagung und Transport des Raben sind keine gemeinschaftlichen Unternehmungen, sondern unterliegen einer strikten Aufgabenteilung: Die Autorität über den Eingriff in die Diegese verbleibt klar beim Erzähler, während den Adressaten lediglich eine beratende Rolle zugewiesen wird.

Mit der Entität des *lesers* führen die Texte überdies eine zusätzliche, exklusiv den Trinkheischen vorbehaltene Instanz ein: Eine der Figuren wird ihr Leben verlieren, es sei denn, *Man gebe dem leser drincken* (SM E 521,4). Gemeint ist mit großer Wahrscheinlichkeit der Vorleser im Sinne eines Vortragenden (vgl. Scholz 1980, S. 36f.; Heinze 1978, S. 86), doch auch hier gilt im Sinne meines Ansatzes: Es ist nicht ratsam, die Instanz, die sich *leser* nennt, vorbehaltlos mit einem realhistorischen Vorleser zu identifizieren (wie etwa Bräuer 1969, S. 41). Ich schlage vor, diesen *leser* als ›text-internen Rezitator‹ zu bezeichnen – gemeint ist damit die Entität, die erst im Text überhaupt Gestalt gewinnt und ihren Platz ausschließlich dort hat. Ihr Gegenüber, das der Text mit dem wenig transparenten Pronomen *man* fasst, nenne ich ›text-internen Hörer‹. Dieser bleibt ebenso unbestimmt und vage wie der textinterne Rezitator selbst; beide sind in der dritten Person, d. h. passiv, in den Text eingelassen und wirken insofern weitaus distanzierter als der Erzähler. Dass das angesprochene *man* für den Text weniger von Belang ist, zeigt sich darin, dass es ersatzlos wegfallen kann. Der Fokus liegt dann allein auf dem Rezitator und seiner selbstbewussten Getränkebestellung: *Der leser muß drincken han* (SM E 616,5).

Vom ›Salman und Morolf‹ und ›Münchner Oswald‹ mit ihrem *leser* unterscheidet sich der ›Herzog Ernst‹ G eklatant. Generell ist diese ›Herzog-Ernst‹-Fassung derjenige Text, der hinsichtlich der Trinkheischen unter den Spielmannsepen die größte Experimentierfreude erkennen lässt. Seine Trinkheischen zeigen eine veränderte Konstellation narrativer Instanzen: Anstelle eines *lesers* ist es dort der *singer*, der auf einem Glas Wein besteht: *ir keiner kam her wider üz. / der singer der wolt trinken win* (HE G a 13,13, auch 61,9). Die Konfusion der narrativen Instanzen wird komplett, wenn nun nicht nur ein *singer*, sondern zudem *ich*, *uns*, *swer* und *der* (bezieht man den Imperativ *schenk* mit ein, außerdem noch ein implizites Gegenüber) auf engstem Raum kumulieren:

Ich kan niht mêr gesagen hie,  
waz grôzer manheit er begie  
her nâch bî sînem leben,  
Vnd wie viel macher starcker man  
Von dem kayser sein endt gewan:  
nâch manheit kunde er streben.  
Noch eren vnd noch hohem stam  
Wie milt er dornoch were  
Vnd pis er do sîn ende nam,  
der edel kayser hêre,  
das dich hot end gar sunder has  
schenk in und lât uns trinken hie:  
swer sîn mêr kun der sing fur pas.  
(›Herzog Ernst‹ G b 89,1–13)

Hier noch ein kohärentes Profil oder eine distinkte Aufgabenverteilung der unterschiedlichen Kommunikationsinstanzen zeichnen zu wollen, ist schlichtweg unmöglich. Ich versuche mich stattdessen an kleinteiligen Beobachtungen: Die zuerst angeführte Trinkheische (HE G a 13,12f.) ähnelt denen aus ›Salman und Morolf‹ und dem ›Münchner Oswald‹: Sie droht mit einem negativen Handlungsverlauf, sollte dem *singer* keine Erfrischung zuteilwerden. Im Gegensatz dazu ein einziges *laissez faire* in der

zweiten Trinkheische, die den Schluss des Textes markiert: Zuerst wird der zuvor so dringlich erbetene Wein freimütig mit den Adressaten geteilt – *lât uns trinken* – und das Erzähl- zum Trinkkollektiv umgewidmet, um im letzten Vers des Textes schlussendlich jegliche Erzählautorität fahren zu lassen: *swer sîn mêr kun der sing fur pas* – ob fatalistischer Schlussakkord oder ernst gemeinter Aufruf zum anknüpfenden Weitererzählen, sei dahingestellt.

Textinterner Rezitator und Hörer sollen nun ebenso wie Erzähler und Adressat in ihrer Einbettung in den Text beschrieben werden: Zuerst ist festzuhalten, dass offensichtlich weder *leser* noch *man* der Figurenebene angehören, also nicht Teil der Intradiegese sind. Das bedeutet in der Konsequenz, dass der Text mit Rezitator und Hörer zwei Entitäten einführt, die ebenso wie Erzähler und Adressat einer extradiegetischen Ebene zuzurechnen sind. Wird die Extradiegese nun um weitere Akteure angereichert, stellt sich unweigerlich die Frage, wie sich diese zueinander verhalten. Ich sehe hierfür zwei Möglichkeiten, deren Implikationen ich versuchsweise durchspiele:

(1) Erzähler und Rezitator sowie Adressat und Hörer fallen in eins. In diesem Fall würde der Erzähler die Performativität des Erzählaktes betonen, möglicherweise in einem humoristisch gefärbten Spiel mit der eigenen Rolle (vgl. Scholz 1980, S. 1f.).

ich magz niht lenger trîben:  
ob man dem singer niht gît wîn,  
sô wil erz lâzen blîben,  
wan er in niht gehelfen kan,  
Vnd das sie kumen wider heim,  
er wil vor hin ze trinken hân.  
(>Herzog Ernst< G a 61,8–13)

Das Erzähler-*ich* weigert sich weiterzuerzählen, bevor nicht seiner Getränkeforderung entsprochen wird, denn nur er kann Ernst und dem indischen König *gehelfen*. Dass sich der Erzähler an den entsprechenden Stellen

selbst in der dritten Person als *singer* adressiert, ließe die dreist-irritierende Bewirtungsforderung in diesem Szenario im ironisch-distanzierenden Duktus der Trinkheische aufgehen.

(2) Die zweite Möglichkeit besteht darin, den Rezitator nicht mit dem Erzähler gleichzusetzen. Das würde bedeuten, dass der Text mit den Trinkheischen eine zweite extradiegetische Sphäre aufspannt, die – anders als im ersten Szenario – nicht mit derjenigen identisch ist, auf der Erzähler und Adressat angesiedelt sind. Hier stellt sich die Frage nach dem Verhältnis erneut: Wie wäre die Relation zweier solcher Ebenen zu beschreiben? Fasst man das zweischichtige Erzählmodell als ein hierarchisch-räumliches auf, verläuft die Erzählerebene ›oberhalb‹ der Figurenebene und ist ihr im Sinne einer Abhängigkeit übergeordnet: ohne Extra- keine Intradiegese. Wo in diesem Modell hätte nun die Rezitatorebene ihren Platz? Ich sehe zwei Optionen zur Einpassung: Die Rezitatorebene befindet sich entweder (2a) ›unterhalb‹ der Erzähler- und damit ›zwischen‹ Erzähler- und Figurenebene oder (2b) noch ›oberhalb‹ der Erzählerebene.

(2a) Verortet man den Rezitator unterhalb der Erzählerebene, also in einem Abhängigkeitsverhältnis vom Erzähler, würde das bedeuten, dass der Erzähler über den Rezitator verfügen kann; er würde ihn erzählen, so wie er jede beliebige Figur der Intradiegese erzählt. Die Kausalitätsrelation (*wan er in niht gehelfen kan, / er wil vor hin ze trinken hân*) zwischen Rezitator und Figuren wäre in diesem Fall ein Werk des Erzählers; er würde sich dafür einsetzen, dass dem Rezitator die Erfrischung zukommt, die ihm im Falle einer glücklichen Wendung des Erzählten als Gegenleistung zusteht.

(2b) Wollte man den Rezitator hingegen hierarchisch oberhalb der Erzählerebene verorten, wäre das Erzähler-*ich* als dem *singer* unterstellt inszeniert. Der Erzähler würde in diesem Szenario auf Geheiß des Rezitators erzählen und quasi für seinen ›Auftraggeber‹ um ein Glas Wein bitten. In diesem Fall stößt die Narrationskompetenz des Erzähler-*ichs* dort an ihre Grenze (*ich magz nicht lenger trîben*), wo die Befugnis des *singers* beginnt. Solange eine Erfrischung den Rezitator nicht gewogen macht, sieht sich der

Erzähler gezwungen, den Erzählfluss ungewollt zu unterbrechen und die Erzählung dem Durst des Rezitators zu überlassen – damit stünde die performativ-orale Färbung der Heische umso mehr im Vordergrund.

Spätestens hier wird deutlich, dass aus den Textbefunden kein eindeutiges Verhältnis zwischen Erzähler und Rezitator abzuleiten ist; zu dicht sind die betreffenden Textstellen, zu uneindeutig die Überlieferung. Eher sind die Beobachtungen dahingehend zu relativieren, dass es den Heischen offenbar gar nicht darum geht, Beziehungen zwischen narrativen Instanzen verbindlich festzulegen. Statt zu vereindeutigen, entwerfen die Texte changierende, mehrschichtige Angebote, die einander durchaus auch zuwiderlaufen können. Ich plädiere aus diesem Grund dafür, Rezitator- und Erzählebene möglichst vorsichtig als zwei koexistierende extradiegetische Sphären anzusehen, ohne sie letztgültig ins Korsett des Schichtmodells einzwängen zu wollen. Die primäre Erkenntnis sollte vielmehr sein, dass durch die Trinkheischen weitere, im Rest der Texte nicht näher bestimmte Entitäten Gestalt gewinnen, die das binäre Ebenenmodell zu einem trinären System erweitern. Die Trinkheischen generieren, im Gegensatz zu den Ratsheischen, ein punktuelltes Surplus an Textinstanzen: Wo die Ratsheischen eine ausdifferenzierte Erzählgemeinschaft entwerfen, in der jeder Entität ein spezifisches Aufgabenprofil zugewiesen wird (die Adressaten beraten, der Erzähler führt das Geratene aus), ergänzen die Trinkheischen das Erzähler-Adressaten-Gespann um ein weiteres Paar: Dem durstigen Rezitator wird ein Hörer zur Seite gestellt. Im Zuge dieser Expansion tritt der Text in einen Diskurs um Kompetenzverteilung und Abhängigkeit der verschiedenen narrativen Instanzen ein.

## 4. Mesodiegetische Kontakträume: Kausalität und Temporalität

### 4.1 Kausalität

Von Beziehungskonstellationen, die sich zwischen den verschiedenen Entitäten der Extradiegeese ergeben, möchte ich im zweiten Teil meiner Ausführungen zu solchen übergehen, die sich zwischen Extra- und Intradiegeese ausbilden und eine Brücke zwischen den verschiedenen Ebenen der Erzählung schlagen.

Thematisch verhandeln viele Ratsheischen die Disposition räumlicher Figurenbewegung. Zumeist ist es nötig, eine Figur dem Wirkungsbereich ihres Widersachers oder einer geographischen Unannehmlichkeit wie dem Klebermeer zu entziehen (vgl. Or D 379f., D/H 2396f., D/H 2512f.). Leichte Variationen liegen in den Versen MO M 381f. und Or H 1158 vor: Dort wird ein Rat eingeholt, wie der Rabe vom Turm zu bewegen ist bzw. *Wie wier einen boden gewinnen*. Der Bezug zur Bewältigung räumlicher Hindernisse ist auch hier evident, das Augenmerk liegt aber nicht darauf, den Protagonisten selbst zu bewegen, sondern dem Protagonisten eine andere Figur durch Translokation verfügbar zu machen. Die Fokussierung auf Figurenbewegung im Raum wird von einigen Trinkheischen aufgenommen: *ir keiner kam her wider ûz* (HE G a 13,12), es sei denn, dem Getränkewunsch wird entsprochen. An wieder anderen Stellen ist die räumliche Komponente zur Entscheidung über Leben und Tod zugespitzt: *Man gebe dem leser drincken / Er hait den tot an der hant* (SM E 521,4f.).

Zumeist inseriert an besonders »spannenden« Stellen (Bräuer 1969, S. 41; Heinze 1978, S. 85), »wo sie das Erzählen unterbrechen und die Wünsche der Zuhörer nach einem günstigen Fortgang provozieren sollen« (Haferland 2004, S. 397), mag man in den kleinen Einsprengseln von Rats- und Trinkheische zuallererst retardierende Elemente sehen: Nach dieser Lesart funktionieren sie nach dem Cliffhanger-Prinzip (vgl. Däumer 2013, S. 450–494) und stellen die Aufmerksamkeit des Rezipienten sicher. Die Figuren

verharren in einer besonders gefährlichen Position, der Moment der Bedrohung wird ausgereizt, bevor sich das spannungsvolle Dilemma im Weitererzählen entlädt. Jedoch: Die Heischepassagen ausschließlich unter dem Gesichtspunkt der Spannungserzeugung zu sehen, wird ihrer komplexen Funktionalisierung meiner Meinung nach nicht ausreichend gerecht.

Die Situation des Protagonisten wird als derart vertrackt inszeniert, dass eine extradiegetische Instanz Abhilfe schaffen muss. Der Adressatenkreis wird aufgefordert, Ideen einzureichen, auf welche Weise etwa Orendel – nach der Reliquie, die er am Leib trägt, ›Grauer Rock‹ betitelt – aus seiner schwierigen Lage zu evakuieren ist:

nu ist der Grawe Roc gefangen  
und mag nit kumen von dannen:  
nu radent mit allen uweren sinnen,  
wie wir in danan gewinnen.  
(›Orendel‹ H 2394–2397)

Die Handlung steht für einen Moment still, doch in die entstehende ›Lücke‹ tritt nun nicht etwa eine *descriptio* oder Ähnliches, sondern es eröffnet sich die Möglichkeit eines alternativen Handlungsfortgangs. An einem solchen neuralgischen Punkt strebt der bisher linear erzählte Handlungsverlauf auseinander und verzweigt sich in eine Pluralität möglicher Handlungsvarianten. Im Spiel mit der Alternative wird das weitere Geschehen für einen Moment lang offen und in der Schwebe gehalten, bevor die Handlung im Anschluss wieder aufgenommen wird, Meister Ise Orendel zu Hilfe kommt und sich die Lage entspannt.

Wo in den Ratsheischen vollkommene Offenheit suggeriert wird, herrscht in den Trinkheischen eine signifikante Verengung vor:

Princian was vnuerzeit  
Morolff er faste vmbe dreib  
er gap im mit creften einen slag,  
das der degen küne  
vor yme vff der erden lag.



Nu liget der dogenthaffte man  
vor dem konige Princian  
und muß verliesen sin leben,  
man wolle dan dem leser  
eins drincken geben.

(>Salman und Morolf< E 768,1–768a,5)

Hier ergibt sich ein deutlicher Kontrast zu den zuvor besprochenen Versen des ›Orendel‹, denn es wird nahegelegt, dass der Handlungsverlauf keineswegs offen ist, sondern eigentlich bereits feststeht (vgl. Haferland 2004, S. 416): Morolf *muß verliesen sin leben*. Eine geeignete *reactio* der Hörer kann dies aber abwenden und in genau einen anderen, gefälligeren Fortgang umlenken: Morolf stirbt nicht. Anstelle des Konzepts der erzählerischen Offenheit, das in den Ratsheischen etabliert wird, entwirft die vorliegende Trinkheische exakt zwei Alternativen. Darin spiegelt sich die prekäre Situation des Protagonisten wider: Sein Leben steht auf Messers Schneide, es gibt nur zwei Optionen: Bewirtung – Rettung Morolfs; keine Bewirtung – keine Rettung Morolfs. Die alludierte Alternativhandlung würde freilich direkt in Morolfs Tod münden – die Trinkheische tritt so in ein Spiel mit der eigenen Gemachtheit ein, denn indirekt wird mit einem recht abrupten Abbruch der Handlung gedroht, der nicht nur das Ende des Erzählten, sondern auch das Ende des Erzählprozesses und damit der Kommunikationsgemeinschaft(en) bedeuten würde.

So nachdrücklich Rat und Wein erbeten werden, so sehr vermeiden es die Texte, die Reaktion der Adressaten und Hörer weiter zu thematisieren. Kein einziges Wort wird der Frage gewidmet, ob oder inwiefern den Forderungen entsprochen wird. Die Ratsheischen lassen Inhalt, Qualität, Urheber und Auswahlprozess der eingebrachten Vorschläge gänzlich im Dunkeln. Diese Leerstelle weist die demonstrierte Dialoghaftigkeit schließlich doch als eine scheinbare aus – sie wird nicht eingelöst und verbleibt im Status des ›Als ob‹. Indem die adressatenseitige Hälfte der kommunikativen Interaktion ausgelassen wird, vermeiden es die Texte auch, den angekündigten

gemeinschaftlichen Entscheidungsprozess transparent zu machen. Durch dieses Verfahren wird nicht nur das Wuchern potenzieller Handlungsalternativen sogleich wieder eingedämmt und durch die Prävalenz eines Handlungsverlaufs eingeholt, es wird auch die evozierte Verfügbarkeit des Erzählten zurückgenommen. Die Trinkheischen verhalten sich analog dazu: Auf die Getränkeforderung des *lesers* lässt der Text keine Reaktion folgen. Es ist dem Rezipienten überlassen, aus dem Fortgang der Handlung den naheliegenden Schluss zu ziehen, dass dem Wunsch des durstigen Rezitators wohl entsprochen wurde. Doch weil der Text genau dies, den unmittelbaren positiven Effekt auf die Situation der Figuren, ausspart, wird das kausale Verhältnis von extradiegetischer und intradiegetischer Sphäre mehr angedeutet denn vollzogen. Dass das ›Wie‹ der Rettungsaktion eigentlich schon festgelegt ist (wie aus dem Vergleich mit anderen Textzeugen, die keine Heischen beinhalten, deutlich wird) und die Heischen zumindest handlungslogisch zum »bloße[n] Effekt« (Däumer 2013, S. 463) verkommen, wird auf diese Weise ausgeblendet (vgl. Fischer 1983, S. 271).

Interessant ist in diesem Kontext, dass manche Heischen mit dem Eingreifen Gottes zusammengeschlossen werden. Das ist im ›Münchener Oswald‹ der Fall, oft im ›Orendel‹ und einmal im ›Salman und Morolf‹, der ansonsten recht wenig Interesse an der intimen Beziehung des Menschen zu Gott zeigt (der ›Herzog Ernst‹ G geht in diesen Belangen wiederum eigene Wege): Wenige Verse nach den Heischen interveniert Gott und kommt den Protagonisten – ganz im Stil des *deus ex machina* – zu Hilfe, indem er ihnen Engel, Stürme, Raben oder *nuwe craftte* (SM E 770,2) sendet. Damit entscheiden sich die Texte nicht nur für die spektakulärste, sondern zugleich für die ›beste‹, weil göttlich autorisierte Lösung des Problems.

Rats- und Trinkheischen divergieren zwar in der Anzahl der aufgerufenen Handlungsoptionen, indem sie die alternativen Handlungsverläufe nicht realisieren, diese aber stets präsent halten, erschaffen jedoch beide die Illusion eines ungewissen, der produktiven Interaktion verschiedener Erzählinstanzen obliegenden Ausgangs. Auf diese Weise unterstreichen sie

auch die spezifische Kausalität der Szenen: Der Text suggeriert, dass das Verhalten innerhalb der eröffneten extradiegetischen Interaktionsräume Auswirkungen auf das nachfolgend Erzählte haben wird (vgl. Herchenbach 1911, S. 62). Die Entscheidung über das weitere Schicksal der Figuren, ebenso wie über dessen narrative Umsetzung, wird auf extradiegetischer Ebene getroffen – Instanzen der Extradiegeese wird damit die Kompetenz zugewiesen, auf die Intradiegeese auszugreifen. Dieses ›Ausgreifen‹ ist nun weniger als Transgression der Grenze zwischen Extra- und Intradiegeese zu verstehen, würde eine Überschreitung doch bedeuten, dass eine der beschriebenen Instanzen einen Ebenenwechsel vollzieht. Was in den Rats- und Trinkheischen stattdessen geschieht, ist die Erschaffung eines Zwischenraumes, eines – wie ich ihn nennen möchte – mesodiegetischen Kontaktraumes: Die ansonsten starre Grenze zwischen Extra- und Intradiegeese verwischt und löst sich auf, beide Ebenen berühren einander. Nur in diesem Zwischenraum, in dem sich Extra- und Intradiegeese vorübergehend überlagern, kann ihr Kausalitätsverhältnis explizit ausgestaltet werden.

## 4.2 Temporalität

Erzählte Welt und Erzählerwelt unterscheiden sich wesentlich dadurch, dass in ihnen differente Zeitzustände vorherrschen. Möglich wird eine direkte Beziehung von Ursache und Wirkung aber erst, wenn Erzählen und erzählte Handlung, Extra- und Intradiegeese zeitlich korrelieren. Dafür ist eine vorübergehende Synchronisierung beider Ebenen nötig, die in den Texten als spezifische Form des Tempuswechsels greifbar wird (vgl. Zeman 2013, S. 249).

Diese Synchronisierung manifestiert sich jedoch oft nicht abrupt von einem auf den anderen Vers, sondern wird in vielen Fällen prozessual umgesetzt: Auf einen Tempuswechsel von Präteritum zu Präsens folgt ein Funktionswechsel innerhalb der Präsensverwendung.<sup>11</sup>

Es geschach an eime morgen fru,  
die heren gingen mit eim sturme hinzu,  
der Grawe Roc ginc der muren nahe,  
daz man jn begund vahen.  
sie zugent in durch ein hol  
uber die burgmure in zu Westfale.  
Do leite man den degen here  
in einen diefen kerkere.  
nu ist der Grawe Roc gefangen  
und mag nit kumen von dannen:  
nu radent mit allen uvern sinnen,  
wie wir in danan gewinnen.  
(Orendel H 2386–2397)

Orendel wird während einer Belagerung von den Verteidigern ins Burginnere ›gefischt‹ und dort festgehalten. Bis hierhin ist die Passage wenig auffällig, das Erzähltempus ist wie üblich das Präteritum. Mit dem Temporaladverb *nu* kündigt sich die Abweichung an: Die Handlung verliert an Geschwindigkeit und der Duktus wechselt von der Ereignis- zur Zustandsbeschreibung, vom Bewegt- zum »Standbild[]« (Däumer 2013, S. 464) – und damit vom Präteritum zum Präsens (*nu ist der Grawe Roc gefangen*; Herchenbach 1911, S. 62; Matz 1947, S. 26). Das Problem wird im folgenden Vers noch einmal resümierend erläutert (er *mag nit kumen von dannen*) und evoziert einen Hilfeaufruf des Erzählers an das Adressatenkollektiv. Zum zweiten Mal markiert das *nu* einen Wechsel, diesmal in der Funktion des Tempus: Das Präsens der Zustandsbeschreibung geht über in das Präsens der extradiegetischen Kommunikation zwischen Erzähler und Adressat (*nu radent*; vgl. Zeman 2010, S. 267f.) und bereitet die Einflussnahme auf die Intradiegese im abschließenden Verspaar vor (*wie wir in danan gewinnen*). Ein weiterer Ausschnitt aus dem ›Orendel‹ mag das untermauern:

Das getwerck schlug zu die dur,  
Drig nagel schlug es dar fur.  
[...]  
nu ist frouw Bride mit ime gefangen,  
und mugent nit kumen von dannen:  
nu radent vor allen dingen,  
wie wir sie von dannen bringen.  
(>Orendel< H 2504–2513)

Auch hier fällt das doppelte *nu* ins Auge, das zuerst die noch laufende Handlung (Vernageln der Tür) vom präsentisch vermittelten Zustandsbericht (missliche Situation der Gefangenschaft) abgrenzt und anschließend den Wechsel vom Erzählen hin zur extradiegetischen Kommunikation markiert. Der Synchronisierungsprozess vollzieht sich in beiden Fällen über das gezielt gesetzte Temporaladverb (vgl. Zeman 2013, S. 249), das die einzelnen Schritte des sukzessiven Wechsels von Tempus und Tempusfunktion initiiert.

Ganz ähnlich lässt sich die oben zitierte Trinkheische des >Salman und Morolf< (SM E 768,1–768a,5) analysieren: Im Kampfgeschehen kommt es dazu, dass Morolf durch einen Treffer vor Princian *vff der erden lag*. Bis zu diesem Punkt ist das Erzählte nicht weiter ungewöhnlich; der erste Anhaltspunkt dafür, dass sich der Kontaktraum zwischen Intra- und Extradiegeese öffnet, ist auch hier das Temporaladverb *nu*. Gleich darauf wird das Verb des vorhergehenden Verses aufgegriffen: *Nu liget der dogenthaffte man / vor dem konige Princian*. Inhaltlich bietet dieser Abschnitt nichts Neues, er wiederholt lediglich die Aussage der vorigen Verse, transferiert sie aber vom Präteritum ins Präsens. Markiert wird dieser Übergang durch die Doppelung des Verbs *ligen* an der Strophengrenze, das erst im Präteritum (*lag*), dann im Präsens (*liget*) erscheint. Die Zwischenstufe besteht ebenso wie in den beiden anderen Heischen aus einer Zustandsbeschreibung der prekären Situation: *Nu liget der dogenthaffte man / vor dem konige Princian / und muß verliesen sin leben*. Die für Ereignisse der Intradiegeese markante Präsensverwendung – er *liget*, er *muß verliesen* – wird

extradiegetisch im Irrealis weitergeführt: *man wolle dan dem leser / eins drincken geben*. Der Zeitrahmen, in den die Handlung eingebettet ist, weitet und öffnet sich, bis Extra- und Intradiegese für einen kurzen Moment synchron verlaufen. Erst jetzt kann die unbefriedigte Forderung des Rezipienten potenziell zu einer negativen Wendung für das Geschehen führen: Im Falle der Getränkeverweigerung verliert Morolf sein Leben.

Sowohl Or D 375–380 als auch MO M 375–382 belegen, dass die Ausgestaltung der temporalen Zwischenstufe leichten Variationen unterliegen kann. Auch dort leiten die Temporaladverbien *do* bzw. *nu* in einen Zustandsbericht über, der zum Stillstand der Handlung führt. Anders als bisher markieren die entsprechenden Passagen diesen Stillstand aber nicht mithilfe des Präsens, sondern belassen ihn im Präteritum: *do was der junge kunic bestanden / und kund auch nit kumen von dannen*. (Or D 377f.). Es wäre aber falsch anzunehmen, dass der an den vorangehenden Beispielen nachgezeichnete Synchronisierungsprozess deswegen hier nur in reduzierter oder halb umgesetzter Form vorläge; es handelt sich vielmehr um denselben Prozess, nur in einer anderen Reihenfolge. Die Veränderung in der Funktion des Tempus vollzieht sich hier zuerst, indem das Präteritum von der Handlungs- zur Zustandsbeschreibung wechselt, und erst danach löst das Präsens das Präteritum ab: Zuerst ändert sich die Tempusfunktion, dann das Tempus als solches, das Ergebnis bleibt dabei dasselbe.

Das *close reading* der Heischen verdeutlicht, dass der mesodiegetische Kontaktraum behutsam über einen eingeschobenen Zustandsbericht als Zwischenstufe aufgeschlossen wird; erst wenn dieser ganz wörtlich zu verstehende ›Zeitraum‹ vollends geöffnet ist, werden Trink- und Ratsheischen formuliert und die Interaktion der narrativen Instanzen angebahnt. Darüber hinaus zeigt sich, dass der Akt des ›Ausgreifens‹ limitiert ist und gewissen Spielregeln gehorcht: Wie die temporale Verschiebungsrichtung stets vom Präteritum zum Präsens weist, so wird der daraus entstehende, gemeinsame Kontaktraum stets vonseiten der Extradiegese geöffnet; dort

sitzt gewissermaßen die ›Schaltzentrale‹, die über das Öffnen und Schließen des mesodiegetischen Raums entscheidet.

## 5. ›Über den Becherrand‹: Seitenblicke und Zusammenschau

In Bezug auf die unterschiedliche Ausgestaltung des temporalen Übergangs, aber auch in Hinblick auf die Akzentuierung der involvierten narrativen Instanzen wird deutlich, wie variationsreich sich die Überlieferung der Heischen gestaltet. Welchen Grad an Diversität diese Ausgestaltungen erreichen, erweist sich aber erst dann wirklich, wenn auch denjenigen Fällen Aufmerksamkeit geschenkt wird, in denen Textzeugen die verschiedenen Heischen gänzlich anders kontextualisieren als bisher besprochen – drei Beispiele sollen das abschließend illustrieren.

Handschrift S des ›Münchener Oswald‹ formuliert an der Stelle, an der andere Textzeugen eine Ratsheische in den Text inserieren, eine abgeschwächte Variante in der Form einer *audite*-Wendung: *Nu[n] hört jr her'en jn dem ringen / wie wir den raben ab dem turen pringe[n]!* (MO S 381f.) Der aufgespannte, extradiegetische Raum weist mit der *audite*-Formel, die dem Adressaten eine passive Rolle zuschreibt, eine im Vergleich zur Ratsheische veränderte Aufgabenverteilung auf. Eine ähnliche Varianz, die sich ebenfalls in der Abweichung einzelner Worte manifestiert, liegt in Or H 379f. vor. Heißt es in D *nu radent alle in disem ringe, / wie wir sie von dannen bringen*, schlägt H einen anderen Weg ein: *Sy rieten alle in dissen dingen / Wie sy sych danan mochten bringen*. Die Personalpronomina, die für Ratsheischen typisch sind, verschieben sich: 1. Person Plural und Pluralimperativ werden zur 3. Person Plural. Die interaktive Beratschlagung, die in D im extradiegetischen Kommunikationsraum zwischen Erzähler und Adressaten eingefordert wird, ist in H in die Intradiegeese verlagert und wird so Teil der Figurenhandlung; der Erzähler spricht nicht mehr seine Adressaten an, sondern spricht zu seinen Adressaten über das, was die Figuren tun. Das Dresdner Heldenbuch schließlich verzichtet für den

›Herzog Ernst‹ G vollkommen auf eine der Trinkheischen und überantwortet die Vermittlungsautorität über das Erzählte nicht dem durstigen *singer*, sondern der Schrift: *Das sagt uns die geschrift allein* (HE G b 13,13). Aus dieser Vielgestalt konkurrierender Ausformungen geht hervor, wie unangebracht es ist, in Bezug auf Trink- und Ratsheischen pauschale Aussagen treffen zu wollen: Jede Handschrift respektive jeder Druck zeigt eigene, teils gegenläufige Ausprägungen – das Kontinuum an Modulationen spannt sich weit auf. Die Textzeugen dokumentieren, wie in der Varianz ein Nebeneinander unterschiedlicher Nuancen entworfen wird.

Was ist nun als Antwort auf die Frage nach der textinternen Relevanz der Trink- und Ratsheischen festzuhalten? Innerhalb der Extradiegese schließen sie Kontakträume auf, in denen Verhandlungsprozesse zwischen Erzähler und Adressaten überhaupt erst ausgetragen werden können. In diesen Räumen wird das Zusammenspiel narrativer Instanzen im Spannungsfeld von Autorität und Kollektivität inszeniert, in ihnen bilden die verschiedenen narrativen Entitäten ein vielschichtiges Beziehungsnetz aus und handeln ihr Verhältnis im interagierenden Miteinander stets aufs Neue aus. Die verbindende Funktion der Heischen beschränkt sich aber nicht allein auf die Extradiegese, auch Extra- und Intradiegese werden gekoppelt: Über Synchronisierungsprozesse werden mesodiegetische Kontakträume eröffnet – in diesen ›Zeiträumen‹ kann sich auch das Spiel mit der Temporalität und Kausalität der Ebenen immer wieder neu entfalten.

## Anmerkungen

- 1 Diejenigen Lesarten, die aus den Editionsapparaten in den Haupttext integriert werden, sind (um die Lesbarkeit des Beitrags zu gewährleisten) in den Zitaten nicht gesondert markiert, in den Editionen aber entsprechend ausgezeichnet und dort im Detail nachzuvollziehen. Darüber hinaus ist Kofler (2000, S. 95f.) zuzustimmen, der die gängigen Editionen zu Recht dafür kritisiert, »unliebsame



- Textpassagen [...] zwischen Klammern oder im Apparat [zu] versteck[en].« Den ›Salman und Morolf‹ zitiere ich nach der Edition von Karnein.
- 2 In Hinblick auf die Frage nach den Verfassern der Spielmannsepi<sub>k</sub> schließe ich mich den knappen Worten Kohnens (2014, S. 11) an: »Die Frage nach der Existenz und Identität von Spielmännern im Mittelalter hat zu einer intensiven Forschungsdebatte innerhalb der Germanistischen Mediävistik geführt, die so gut erschlossen ist, dass sie hier nicht noch einmal nachgezeichnet werden muss. Es reicht vielleicht festzuhalten, dass sich kein einziger Beleg für Spielmänner als Autoren mittelhochdeutscher Werke finden ließ.«
  - 3 Vogt (1880, S. 194) sieht in den Heischen nach wie vor »[c]harakteristische Zeugnisse für die Art, wie diese Dichtungen vorgetragen wurden, [...] freilich wol Zeugnisse späterer Zeit«. Das mag naheliegen, wenn man bedenkt, dass den Heischen gemein ist, »daß sie nur in späten Handschriften (Drucken) oder späten Fassungen überliefert sind.« (Bräuer 1969, S. 43) In Rats- sowie Trinkheischen kö<sub>n</sub>n<sub>t</sub>e sich freilich das Interesse des 15. Jahrhunderts am Markieren des in besonderem Maße von Mündlichkeit geprägten textinternen Kommunikationsrahmens manifestieren – und darüber hinaus das Gattungsbild des Spielmännischen dieser Zeit.
  - 4 Scholz (1980, S. 89) etwa nimmt zwei Verwendungsformen an: Er nennt die eine ›naive‹ Form und versteht sie als ›wenn nicht totaler Mündlichkeit, so doch de[m] mündlichen Vortrag[] verhaftet‹: »Der Autor hat nur die Uraufführungssituation seines Werkes bedacht; für diese ›stimmen‹ die Einwürfe, für spätere Aufführungen möglicherweise nicht mehr«. Von der anderen, der ›reflektierten‹ Form, spricht er dort, wo die Heischen »als Kennzeichen der Gattung dienen oder wo sie mithelfen sollen, die Fiktion einer Hörerschaft aufzubauen.«
  - 5 Nur in der Handschrift E des ›Salman und Morolf‹ sind Heischen überliefert, daher klassifiziert Vogt (1880, S. XVII und XXXVIII) sie als »Interpolationen« und lässt sich zu dem Schluss inspirieren: »Es muss eben [...] etwas fremdartiges hier in das Gedicht hineingetragen sein.«
  - 6 Es ist durchaus bemerkenswert, dass eben jener Text unter den Spielmannsepi<sub>k</sub>, der als einziger früh vollständig überliefert ist – ›König Rother‹ – keine Trink- oder Ratsheischen enthält (vgl. Herchenbach 1911, S. 111). Das kann leicht eine Laune der Überlieferung sein; entscheidet man sich aber dafür, diesen Umstand versuchsweise nicht als Zufallsprodukt abzutun, ist auch eine andere Lesart möglich: Das (intradiegetische) Szenario der Beratung bietet mithin die Möglichkeit, ideale Interaktionsmuster und effiziente Problemlösungsstrategien innerhalb eines Herrschaftsverbandes diskursiv auszustellen. Gerade diejenigen

Texte, die auf intradiegetischer Ebene die unterschiedlichen Problematiken der Ratsszenen in den Fokus rücken (›Münchner Oswald‹, ›Orendel‹, ›Salman und Morolf‹), mögen ein gesteigertes Interesse daran haben, das Kommunikationsnarrativ der Beratung und die mit ihm einhergehenden Rollenkonstellationen aus der Intra- in die Extradiegese zu transponieren und damit der Prekarität, die in der Intradiegese ausgestellt wird, entgegenzulaufen und sie abzufedern. Statt auf die eine oder andere Art defizitäre Dimensionen politisch-kollektiven Herrschaftshandelns in den Vordergrund zu stellen, scheint dem ›König Rother‹ im Gegensatz dazu daran gelegen, das reibungslose Ineinandergreifen der einzelnen Teile des Rother'schen Herrschaftsverbandes intradiegetisch zu illustrieren.

- 7 Überdies gibt de Bruijn (2012, S. 99) an, die Stelle sei der Prosafassung des ›Orendel‹ entnommen, was allein angesichts der offensichtlichen Versform der vorliegenden Passage zu falsifizieren ist. Tatsächlich beruft sie sich eigentlich auf die Versfassung, wie sie in der Abschrift von H und im Druck D überliefert ist.
- 8 Harkensee (1879, S. 19, auch 47) begründet die Konjektur wie folgt: »U [ein Überarbeiter; N.J.] änderte ›dem leser‹ in ›im‹, weil er den Gebrauch des Vorlesers und die Gewohnheit der Vorleser, sich von den Zuhörern einen Trunk zu erbitten, nicht kannte«. Über diesen Eingriff urteilt Steinger (1935, S. XXVII) überaus wohlwollend: »Harkensees Besserung ist so gut wie sicher.«
- 9 Zum Adressaten vgl. Scholz (1980, S. 9): »[B]eide Gestalten sind direkt aufeinander bezogen und stehen auf der gleichen Erzählebene, beide sind Produkte der Phantasie ihres Schöpfers [...], der eine spielt die Rolle des Erzählers, der andere die des Hörers.« Scholz bezieht sich dabei auf Nellmann (1973, S. 1f., Sperrung i. Orig.), der von der These ausgeht, »daß dem fiktiven Erzähler als Korrelat ein fiktives Publikum entspreche«: »[I]n den Roman [ist] eine fiktive Vortragssituation hineingedichtet. Sie mag partiell die reale Vortragssituation widerspiegeln – Erzähler und Publikum k ö n n e n also Abbilder des Autors und des wirklichen Publikums sein –, doch geht diese Gleichung in vielen Fällen nicht auf. Grundsätzlich müssen alle Auskünfte über das Publikum, da sie innerhalb des fiktionalen Textes stehen, in erster Linie als Bestandteile der epischen Fiktion gewertet werden.«
- 10 Ich verstehe ›Raum‹ mit Wagner (2015, S. 37) als »eine durch Ausdehnung und Inhalt bestimmte und begrenzte Entität, die im Einzelnen durch die Kommunikation kultureller Wahrnehmungs- und Handlungsmuster formiert wird«, wobei Kommunikation als Ex- bzw. Inklusionsmechanismus fungiert.
- 11 Eine ähnliche Passage, die allerdings nicht um eine Heische angereichert wird, findet sich in SM 399,3–5.

## Literaturverzeichnis

### Handschriften und Drucke

#### ›Münchner Oswald‹

- M (München, Staatsbibliothek, Cgm 719)
- S (Schaffhausen, Stadtbibliothek, Cod. Gen. 10)
- I (Innsbruck, Landesmuseum Ferdinandeum, Cod. FB 1114)
- W (Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 12540)

#### ›Orendel‹

- H (Straßburg, Stadtbibliothek, Cod. B 92, 1870 verbrannt, Abschrift: Berlin, Staatsbibliothek, mgq 817a)
- D (Druck, Hans Froschauer, Augsburg 1512, VD16 O 898)

#### ›Salman und Morolf‹

- E (Frankfurt [Main], Universitätsbibliothek, Ms. germ. qu. 13; [online](#))

#### ›Herzog Ernst‹ G

- A (Dresden, Landesbibliothek, Mscr. M 180; [online](#))
- a (Druck, Kunigunde Hergotin, Nürnberg 1530, VD16 H 2669)
- b (Dresden, Landesbibliothek, Mscr. M 201; [online](#))

### Primärliteratur

- Der Münchner Oswald. Mit einem Anhang: die ostschwäbische Prosabearbeitung des 15. Jahrhunderts, hrsg. von Michael Curschmann, Tübingen 1974 (ATB 76).
- Orendel, hrsg. von Hans Steinger, Halle (Saale) 1935 (ATB 36).
- Salman und Morolf, hrsg. von Friedrich Vogt, Halle (Saale) 1880 (Die deutschen Dichtungen von Salomon und Markolf 1).
- Salman und Morolf, hrsg. von Alfred Karnein, Tübingen 1979 (ATB 85).
- Herzog Ernst. Strophische Bearbeitung, in: Herzog Ernst, hrsg. von Karl Bartsch, Wien 1869, S. 189–225.

### Sekundärliteratur

- Brandt, Rüdiger: ›Spielmannsepik‹. Literaturwissenschaft zwischen Edition, Überlieferung und Literaturgeschichte. Ein nicht immer unproblematisches Verhältnis, in: Jahrbuch für internationale Germanistik 37/2 (2005), S. 9–49.

- Bräuer, Rolf: Das Problem des ›Spielmännischen‹ aus der Sicht der St.-Oswald-Überlieferung, Berlin 1969 (Veröffentlichungen des Institutes für deutsche Sprache und Literatur. Reihe C Beiträge zur Literaturwissenschaft 42).
- Bruijn, Elisabeth de: Give The Reader Something to Drink. Performativity in the Middle Low German ›Flos unde Blankeflos‹, in: *Neophilologus* 96 (2012), S. 81–101.
- Curschmann, Michael: Der ›Münchener Oswald‹ und die deutsche spielmännische Epik. Mit einem Exkurs zur Kultgeschichte und Dichtungstradition, München 1964 (MTU 6).
- Däumer, Matthias: Stimme im Raum und Bühne im Kopf. Über das performative Potenzial der höfischen Artusromane, Bielefeld 2013 (Mainzer Historische Kulturwissenschaften 9).
- Ehrismann, Gustav: Duzen und Ihrzen im Mittelalter. Teil 2, in: *Zeitschrift für deutsche Wortforschung* 2 (1902), S. 118–159.
- Fischer, Hanns: Studien zur deutschen Märendichtung, Tübingen 1983. 2., durchgesehene und erweiterte Auflage.
- Griese, Sabine: Salomon und Markolf. Ein literarischer Komplex im Mittelalter und in der frühen Neuzeit. Studien zu Überlieferung und Interpretation, Tübingen 1999 (Hermaea N. F. 81).
- Grubmüller, Klaus: Erzählen und Überliefern. ›Mouvance‹ als poetologische Kategorie in der Märendichtung? In: *PBB* 125 (2003), S. 469–493.
- Haferland, Harald: Mündlichkeit, Gedächtnis und Medialität. Heldendichtung im deutschen Mittelalter, Göttingen 2004.
- Harkensee, Heinrich: Untersuchungen über das Spielmannsgedicht ›Orendel‹, Diss. Kiel 1879.
- Heinze, Joachim: Mittelhochdeutsche Dietrichepik. Untersuchungen zur Tradierungsweise, Überlieferungskritik und Gattungsgeschichte später Heldendichtung, München 1978 (MTU 62).
- Herchenbach, Hugo: Das Präsens historicum im Mittelhochdeutschen, Berlin 1911 (Palaestra 104).
- Kofler, Walter: Forschung ohne Output? Die fehlenden Ausgaben zur Spielmanns- und Heldendichtung, in: *Jahrbuch der Oswald von Wolkenstein-Gesellschaft* 12 (2000), S. 95–105.
- Kohnen, Rabea: Die Braut des Königs. Zur interreligiösen Dynamik der mittelhochdeutschen Brautwerbungserzählungen, Berlin/Boston 2014 (Hermaea N. F. 133).
- Matz, Werner: Der Vorgang im Epos. Interpretationen zu ›Kudrun‹, ›Salman und Morolf‹, ›Archamp‹ und Chrestiens ›Erec‹ mit einer Abhandlung über Aspekte

- und Aktionsart des Verbs im Aufbau der Erzählung, Hamburg 1947 (Dichtung, Wort und Sprache 12).
- Nellmann, Eberhard: Wolframs Erzähltechnik. Untersuchungen zur Funktion des Erzählers, Wiesbaden 1973.
- Piper, Paul: Allgemeines über die Spielmannsdichtung, in: Schröder 1977, S. 49–71 [zuerst 1887].
- Scholz, Manfred Günter: Hören und Lesen. Studien zur primären Rezeption der Literatur im 12. und 13. Jahrhundert, Wiesbaden 1980.
- Schröder, Walter Johannes (Hrsg.): Spielmannsepik, Darmstadt 1977 (Wege der Forschung 385).
- Schröder, Walter Johannes: Spielmannsepik, Stuttgart 1962 (Sammlung Metzler).
- Schulz, Armin: Erzähltheorie in mediävistischer Perspektive, Berlin/Boston 2012.
- Vogt, Friedrich: Leben und Dichten der deutschen Spielleute, in: Schröder 1977, S. 18–48 [zuerst 1875].
- Wagner, Silvan: Erzählen im Raum. Die Erzeugung virtueller Räume im Erzählakt höfischer Epik, Berlin/Boston 2015 (TMP 28).
- Zeman, Sonja: Tempus und ›Mündlichkeit‹ im Mittelhochdeutschen. Zur Interdependenz grammatischer Perspektivensetzung und ›Historischer Mündlichkeit‹ im mittelhochdeutschen Tempussystem, Berlin/New York 2010 (Studia Linguistica Germanica 102).
- Zeman, Sonja: Vergangenheit als Gegenwart? Zur Diachronie des ›Historischen Präsens‹, in: Vogel, Petra Maria (Hrsg.): Sprachwandel und seine Reflexe im Neuhochdeutschen, Berlin/New York 2013 (Jahrbuch der Gesellschaft für Germanistische Sprachgeschichte 4), S. 236–256.

### **Anschrift der Autorin:**

Nadine Jäger, M.A.  
Bergische Universität Wuppertal  
Lehrstuhl für Allgemeine Literaturwissenschaft/  
Ältere deutsche Literatur im europäischen Kontext  
Gaußstr. 20  
42119 Wuppertal  
E-Mail: [njaeger@uni-wuppertal.de](mailto:njaeger@uni-wuppertal.de)